

Kapitel 1

alle anderen hier wurden auch begraben. Ich grabe ein Loch und wickle den Vogel in die McDonald's-Tüte. Kein schöner Sarg. Dasselbe Braun wie der Karton, in dem ich die Katze vom Hof, die ich tot gefunden hatte, auf dem Nachbargelände begrub. Das hatte sie verdient. Es geht um Würde.

Routine

Ich lebe fast ein Jahr auf der Straße, trotzdem gehe ich weiter zur Schule. Der Tag soll normal verlaufen. Um acht Uhr beginnt der Unterricht. Ich sitze mit leerem Blick und müden Augen in der Klasse. Die Zeit in der Schule gibt mir ein Stück Normalität. Für den Rest des Tages entwickle ich irgendwann eine Art Routine.

Nach Schulschluss gehe ich zu Freunden zum Mittagessen. Meistens ist das die erste Mahlzeit des Tages. Es heißt oft: „Nimm dir aus dem Kühlschrank, was du brauchst.“ Ich stehe alleine in der Küche und starre nur auf die weiße Kühlschranktür. Ich kann den Kühlschrank nicht öffnen. Das ist doch nicht für mich gedacht. Mir ist es unangenehm, von anderen zu nehmen. Selbst wenn wir am Tisch essen, halte ich mich zurück. Ich fühle mich fehl am Platz. Ich sollte nicht dort sein. Dafür schäme ich mich.

Am Nachmittag gehe ich ins Schwimmbad. Das ist mein Ort der Ruhe. Dort kann ich duschen. Dann entspanne ich eine Stunde in der Therme. Stundenlang kann ich auf den Liegen bleiben. Ich schließe die Augen und kann mich erholen. Meistens verbringe ich drei Stunden im Bad.

Mit neuer Energie kann ich mich dann auf die Nacht einstellen. Den Abend verbringe ich noch mit Freunden, oder ich suche mir

eine Halle, in der Basketball gespielt wird, und zocke dort mit. Irgendwann geht auch der Letzte nach Hause. Sobald es später am Abend wird und ich alleine bin, beginnt eine andere Zeit. In den nächsten Stunden geht es nur darum, vor Kälte und Nässe zu fliehen. Das Loch im Bauch zu stopfen und irgendwo noch zu verschnauften, um neue Kraft für den Tag zu sammeln.

Der nächste Bahnhof. Ich fahre mit der S-Bahn hin und her. Die Versuchung ist groß, sich ganz hinzulegen, das Schamgefühl, es tatsächlich zu tun, noch größer. Also bleibe ich sitzen. Ich schreibe viel in der Bahn. Ich finde dort Inspiration. Irgendwann fährt auch die letzte Bahn. Ich steige am Hauptbahnhof aus. Der wichtigste Ort für mich. Manchmal komme ich in die Wandelhalle und blicke auf das riesige goldene M-Zeichen. Wie der Eingang zu einem Tempel. Ein Fresstempel.

Es ist kurz nach ein Uhr in der Nacht. Ich sehe die Dealer und die Junkies. Die Frauen, die sich auf dem Steindamm prostituieren, und die Menschen, die nichts haben und nur noch leben, um zu sterben. Hauptbahnhof. Endstation Elend. Jeden, der hier nichts zu suchen hat, sieht man in schnellen Schritten Richtung Taxi laufen. Hauptsache, weg, als seien sie auf der Flucht. Mein Weg führt mich die Treppen nach oben zu McDonald's, das hat 24 Stunden geöffnet. Schon ironisch, dass sie Werbung machen mit dem Motto „Deine neue Grundversorgung“. Ich ernähre mich von Ein-Euro-Burgern.

Nicht nur wegen des billigen Essens ist McD eine wichtige Anlaufstelle. Hier kann man auf die Toilette gehen. Manchmal lehne ich meinen Kopf gegen die Kabinenwand, um ein bisschen einzunicken. Am Waschbecken kurz frisch machen, Gesicht und Hände waschen. Bei Mäcces ist Pause. Das Einzige, was einem nicht passieren darf, ist einschlafen. Schon gar nicht am Tisch.

Kapitel 1

Dann knallt es laut neben einem, und man wird angeschrien. Zwei Minuten später kommt die Security und schmeißt einen raus. Darum bleibt es immer nur ein Zwischenstopp.

Immerhin ist die halbe Nacht geschafft. Es geht weiter mit dem Nachtbus. Von einem Ende der Stadt zum anderen. Busfahren ist anstrengend. Es belastet körperlich. Nach ein paar Stunden reicht es einem. Oft nehme ich die Buslinie 607. Die hält an der Reeperbahn. Von dort aus spaziere ich über den Kiez und sehe wieder Gestalten in dunklen Seitenstraßen umherschleichen. Ich laufe zum Hafen. In der Morgendämmerung schaue ich auf die gelben Lichter, setze mich hin und schreibe. Gegen sechs Uhr in der Früh machen Waschsalons auf. Ein warmer Raum. So früh ist selten etwas los, und ich habe noch ein bisschen Zeit, mich aufzuwärmen.

In den Nächten kaufe ich am Hauptbahnhof eine „Mopo“. Die bekommt man schon richtig früh als eine der ersten Zeitungen. Bei McDonald's schlage ich immer nur eine Seite auf. Damit ich nicht am Tisch einschlafe, mache ich das Kreuzworträtsel. Im Waschsalon lese ich die Zeitung komplett durch. Dort gibt es auch Spiegel. Kurz die Spuren der Nacht begutachten, fertig machen und los.

In der Schule kurz vor dem Unterricht auf die Toilette. Zahnbürste und Zahnpasta aus der Jackentasche holen. Das Nötigste an Hygiene. Dann gehe ich zu meiner Klasse und begrüße alle.

Es soll alles normal sein.

Fehl am Platz

Das Schlafen im Freien ist nicht das Schlimmste. Es ist vor allem körperlich anstrengend. Der Rücken schmerzt vom harten Untergrund. Die Nase läuft ständig, und ich fühle mich oft krank. Mutter Natur ist ehrlich, bei ihr weiß ich, was ich kriege. Sonne, Regen, Schnee, Wind. Ich weiß, was auf mich zukommt. Die Unsicherheit in meinem Alltag hat mich oft verzweifeln lassen. Nirgends weiterkommen, nicht mal reinkommen, die Angst vor verschlossenen Türen. Das langsame Eingehen, nach Enttäuschung und Frustration kommt die Resignation.

Ich habe nach Hilfe gefragt, bei der Suche nach einem Schlafplatz oder in den Nächten, in denen ich nichts zu essen hatte. Die Türen blieben zu, selbst die meiner Mutter. Jeder Versuch, nach dem ich dann doch alleine klarkommen musste, hat mich mehr kaputt gemacht. Ich habe mich vor der Zerstörung geschützt und angefangen, ein Doppelleben zu führen. Ich kann nicht beschreiben, wie ich mich gefühlt habe, als ich da stand, unten an der Tür von meinem „Freund“. Er war da, er sah mich, knipste das Licht aus und machte nicht auf, in der ersten Nacht. Ich würde nicht mehr um Hilfe fragen. Kannst du verstehen, dass man das irgendwann nicht mehr kann?

„Alles gut?“ Lachen. „Ja. Bei dir?“

„Du bist 'n Penner? Das ist ja eklig, wo gehst du denn auf Toilette?“

„Jetzt weiß ich auch, warum du jeden Tag das Gleiche anhast.“

„Du stinkst.“

„Was ist in der Tasche drin, hast du echt nur das?“

Ich könnte das ja gar nicht.“

„Bring mich zum Lachen, dann geb ich dir vielleicht 'ne Mark.“

„Hast du keine Eltern? Du solltest zu Hause sein.“

„Du hast rote Augen, du nimmst bestimmt Drogen.“

„Er ist jetzt schon seit Tagen hier. Was ist mit seiner Mutter?“

„Kennt er nicht noch jemand anderen?“

„Er kann noch zum Abendessen bleiben, aber nicht über Nacht.“ Ich sitze im Wohnzimmer und höre sie in der Küche reden. Dann kommen sie lachend heraus:

„Bedien dich, fühl dich wie zu Haus.“

„Auf Wiedersehen.“

Sie verabschieden mich an der Haustür. Es ist dunkel, ich gehe die Treppenstufen hinunter. Im Licht der Laternen starte ich in die Nacht.

Auf der Straße schlafen? Sich über Nacht durchschlagen.

„Nimm dir aus dem Kühlschrank, was du möchtest.“ Ich fasse den Kühlschrank nicht an. Der Kühlschrank ist im Kopf immer noch abgeschlossen.

„Iss, wenn du Hunger hast.“ Ich habe ein Loch im Bauch, lache und bedanke mich.

Beim Essen sitzen wir alle am Tisch. Ich sitze kerzengerade, niemand soll mich an den Stuhl binden müssen. Nach einem Teller höre ich auf, ich könnte noch drei weitere essen, aber das gehört sich nicht.

„Mach es dir ruhig bequem, wir gucken alle zusammen einen Film.“ Ich nehme nur ein Fleckchen auf dem riesigen Ecksofa ein. Möglichst wenig berühren und still sein. Ich gehöre hier nicht her, will niemandem zur Last fallen und bin mir sicher, ich sei fehl am Platz.

Alle sind müde, um die Zeit gehe ich draußen meistens essen. Meine Gedanken rasen. Ich kann nicht schlafen. Ich liege aber auch schon, ich will doch nicht den Rhythmus der anderen stören. Draußen bin ich unsichtbar, und hier drinnen versuche ich, es ebenso zu sein. In der Nacht auf die Toilette gehen? Ich wecke doch niemanden auf! Anhalten. Neuer Tag. Schnell ins Bad. Die anderen wollen auch. Ich hinterlasse alles sauberer, als es vorher war.

Ich war nie da.

Akte. Hamburg-Wilhelmsburg, 2006

Es gibt Orte, wo man nicht sein will. Das Heim in der Feuerbergstraße gehört dazu. Es ist direkt neben dem Jugendknast. Viele, die hier schlafen, kennen die Zellen von nebenan, und ebenso viele werden sie noch kennenlernen. Ein Haus voller verlorener Jungs. Selbst hier kann ich nicht bleiben. Das Problem ist mein Alter. Mit 17 Jahren pendelt man zwischen den behördlichen Zuständigkeiten. Minderjährig? Jugendliche? Solange mein Fall nicht klar definiert ist, schieben das Jugendamt und die Familienbehörde sich die Verantwortung hin und her.

Es passiert nichts. Ich bereite mich tagelang auf Termine vor. Ich weiß, was ich sagen will, und gehe es immer und immer wieder in meinem Kopf durch. Es gibt nichts Wichtigeres. Der Sachbearbeiter teilt mir mit, dass er in meinem Fall leider nichts machen kann, ich soll warten. Warten. Hier ist es zum ersten Mal passiert. Ein Mensch unterhält sich mit mir, ohne mit mir zu reden. Sein Blick

Kapitel 1

ist immer nur auf die Papiere vor ihm gerichtet. Mit mir spricht er nicht, als Mensch nimmt er mich nicht wahr. Ich bin eine Akte.

Fast ein Jahr braucht es, bis mir geholfen werden kann. Dann nimmt mich Vater Staat in seine Obhut.

Väter

Ich kenne meinen Vater nicht. Er hat meine Mutter verlassen, während sie mit mir schwanger war. Ich habe keine Ahnung, wie er aussieht, habe nie ein Bild von ihm gesehen. Ich weiß, dass er aus Zypern kommt, von der griechischen Seite. Seinen Namen weiß ich nicht mehr. Ich konnte einmal seine tiefe Stimme auf dem Anrufbeantworter hören. Er hat Englisch gesprochen, ich habe kein Wort verstanden. Meine Mutter hat nie von ihm geredet, niemand tat das. Eine Hälfte von mir fehlt komplett und hat nie in meinem Leben existiert. Ich hatte einen Großvater. Von uns hingen viele Fotos im Kinderzimmer bei meinen Großeltern. Ich habe das Bild im Kopf, wie mein Opa auf dem Kiesweg unserer Einfahrt neben mir kniet und mit seinem Schnauzer in die Kamera grinst.

Ich weiß genau, wie er ausgesehen hat. Er war früher Ringer und war kräftig gebaut. Seine kurzen Haare wurden immer weißer. Mein Opa hat alles für uns gemacht. Er war ein leidenschaftlicher Koch und hat uns die schönsten Mahlzeiten mit viel Liebe zubereitet. Er hat meine Oma glücklich gemacht. So glücklich, dass ich Freudentränen bekomme, wenn ich daran denke, wie sie miteinander umgegangen sind.

Mein Opa war früher Käsemeister bei Milkana und ging in Rente. Er war ordentlich, machte den Haushalt und pflegte den